

Thomas Wetzstein, Patricia I. Erbedinger, Judith Hilgers, Roland Eckert: „Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten

*Ekkehard Sander*



Dr. Ekkehard Sander, DJI München

Die o. g. Untersuchung einer Forschungsgruppe der Universität Trier verfolgt eine doppelte Fragestellung: Welches Spektrum der Cliquenorientierung gibt es und in welchem Zusammenhang stehen diese mit der Herkunft der Jugendlichen und mit ihrem schulischen Werdegang? Empirisch wurden 1.902 Jugendliche im Alter von 15-25 Jahren in der Stadt Trier und den umliegenden Verbandsgemeinden Kell, Hermeskeil und Saarburg telefonisch befragt. Ergänzt wurde diese Erhebung durch eine qualitativ angelegte Studie über Jugendliche mit einer Cliquenorientierung, die ‚gewaltaffines Verhalten‘ einschließt und über Jugendliche ohne Cliquenanschluss. Ferner wurden Ergebnisse aus einer Befragung von 962 Jugendlichen der Klassen 7-10 an Hauptschulen ebenso einbezogen wie eine Studie zur spezifischen Motivationsstruktur von Jugendlichen in Bezug auf Freizeit. In der Schulstudie wurde zwischen pro- und antischulisch orientierten Cliques unterschieden.

Drei zentrale Themenfelder stehen im Mittelpunkt der Darstellung:

- Herkunftswelten mit den Dimensionen Familie, Schule und Beruf,
- Freizeitwelten mit den Dimensionen Aktivitäten, Szenenzugehörigkeit und Devianz,
- Gruppenwelten mit den Dimensionen Häufigkeit der Zugehörigkeit, Gruppentypen und Gruppenorientierung.

Die Zugehörigkeit zu Cliques ist für die überwiegende Zahl der Befragten (vier Fünftel) fester Bestandteil ihres Lebens (S. 160ff).

- Jungen und Mädchen sind hier gleichermaßen vertreten.
- Bei Jugendlichen auf dem Land ist die Zugehörigkeit zu Gleichaltrigen Gruppen öfter festzustellen als bei Jugendlichen in der Stadt.
- Jugendliche in ‚selbstinitiierten‘ Gruppen sind oft auch in organisierten Gruppen vertreten.

Generell stellen die Autoren fest, dass die Zugehörigkeit zu Gruppen eine ‚Verstärkerfunktion‘ für die Entwicklung der sozialen Interessen und Fähigkeiten

Thomas Wetzstein, Patricia I. Erbedinger, Judith Hilgers, Roland Eckert: „Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten. Wiesbaden 2005. (VS Verlag) ISBN 3-531-14572-X

ten der befragten Jugendlichen hat. Sie fühlen sich ermutigt bzw. sicherer im Umgang mit Gruppen und generell offener für den Kontakt zu anderen Personen. Dieser Effekt macht sich auch in der für dieses Alter besonders wichtigen Frage des Aufbaus von Partnerschaften bemerkbar: Jugendliche mit Cliquenerfahrungen „geben seltener an, dass es schwer für sie ist, eine Partnerin bzw. einen Partner zu finden, als diejenigen ohne (Cliquen- d .Verf.) Zugehörigkeit“ (S.160).

Der Anspruch der Untersuchung besteht in einer erweiterten Wahrnehmung und Differenzierung des Themas „Gleichaltrigengruppen“ in der Öffentlichkeit und der Jugendforschung. Wie ihre differenzierte Diskussion des Forschungsstandes zeigt, ist der Blick auf die Peers oft allzu fixiert auf Risikoperspektiven: Gruppendruck, Markenterror, Förderung von Devianz in Bezug auf Drogen und Gewalt führen gemäß den Autoren zu einer Ausblendung der Peers als alltägliche Normalität.

Wie aber sieht diese Normalität von Gruppenzugehörigkeit bei der befragten Jugendpopulation aus? Es werden fünf deutlich unterscheidbare Zugehörigkeitsmuster und Cliquenorientierungen identifiziert: „Unauffällige ‚Normalos‘, geborgenheitsorientierte, interessenszentrierte, fluide und prekäre Zugehörigkeiten“ (S. 196). Damit erweitert sich die Perspektive auf die Peerbeziehungen von Jugendlichen in der Weise, dass die Befragten offenbar entlang ihrer Motive und Interessen jeweils spezifische Stile von Cliquen bevorzugen:

Die Jugendlichen mit ‚*unauffälligen Zugehörigkeiten*‘ (‚Normalos‘) finden sich in ‚unstrukturierten Cliquenstrukturen‘, ihre Bindung an die Clique ist nicht an spezifische Merkmale der Gruppe gebunden.

Die ‚*geborgenheitsorientierten Zugehörigkeiten*‘ (S. 196) finden ihre Entsprechung in Cliquen, die Verlässlichkeit und Solidarität bieten. Die Clique als Familienersatz wird etwas mehr von Mädchen als von Jungen bevorzugt.

‚*Interessenzentrierte Zugehörigkeiten*‘ verbinden sich in der Clique mit gemeinsamen Vorlieben und Zielen. Die Clique wird als Raum für die persönliche Sinnsuche wichtig. Jugendkulturelle Orientierungen sind hier stark vertreten. Diese Art der Clique wird ‚eher von Jugendlichen mit mittleren und hohem Bildungsstand‘ bevorzugt.

‚*Fluide Zugehörigkeiten*‘ finden sich bei Jugendlichen, die in der Clique ‚Spaß und abwechslungsreiche Beziehungen‘ suchen. Sie wechseln häufig die Clique; es sind eher ältere Jugendliche mit hohem Bildungsstand.

‚*Prekäre Zugehörigkeiten*‘ (S. 197) werden als solche Cliquen beschrieben, in denen Jugendliche sind, die kaum andere Alternativen haben. Es sind dies vor allem Cliquen mit devianten Potentialen in Bezug auf Alkohol und Gewalt. Die jugendlichen Mitglieder sind eher jünger, männlich und mit niedrigem Bildungsstand, und sehr viele dieser Cliquenmitglieder haben Zuwanderungserfahrungen.

‚*Jugendliche ohne Cliquenzugehörigkeit*‘ haben ein generelles Problem mit sozialen Beziehungen. Sie finden sich weder in Cliquen noch in organisierten Gruppen. Ihre soziale Isolation kann als Risikofaktor für den Konsum von Drogen wirksam sein. In der Schule sind sie zwar ausgegrenzt, erfüllen aber die schulischen Leistungsanforderungen (S. 197).

Die gut lesbare und in einem angenehm sachlichen Stil verfasste Untersuchung erweitert in vielerlei Hinsicht die Perspektive auf die Rolle der Peers für das Aufwachsen von Jugendlichen heute. Dazu gehört die vermehrte Aufmerksamkeit für die Rolle der Herkunftsfamilie als Ausgangsbasis für die Entwicklung sozialer Beziehungen ebenso wie der Blick auf die Schule als potentieller Raum für die Entstehung von Cliques. Entscheidend für die Zugehörigkeit zu Cliques sind somit einerseits die zentralen subjektiven Interessen und Leit motive der Jugendlichen, die sich in den verschiedenen ‚Herkunftswelten‘ herausbilden. Zugleich wird damit der Erwartungshorizont und der Anspruch an Cliques sozial und kulturell sichtbar: Cliques haben, das zeigt diese gründliche empirische Untersuchung deutlich, unterschiedliche Qualitäten und Stile, in denen sich indirekt die ‚feinen‘ gesellschaftlichen Unterschiede andeuten.

Die Jugendforschung heute befindet sich strategisch in einer Zwickmühle: Repräsentativ angelegten Jugendstudien kommen dem ‚Bedarf‘ nach griffigen Antworten auf die Frage nach der Situation der Jugend zwar nach, wissen aber gleichzeitig um die Grenzen der Aussagekraft von Durchschnittswerten. Jugendliche differenzieren sich regional, kulturell, ethnisch, geschlechtsspezifisch und durch eine Vielzahl von weiteren Unterschieden, Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten. Die Jugendforschung bemüht sich daher, die neue (?) Unübersichtlichkeit der Jugendphase durch möglichst ausgefeilte Fragen und Themen auszuforschen. Andererseits werden komplexe empirische Daten erhoben, die sich nur schwer zu den von Politik und Medien gefragten Jugendtypologien zusammenfassen lassen. Dem zu Folge ist das Dilemma zu überwinden, das zwischen der Reduktion von Komplexität zu Gunsten klarer Ergebnisse und der Ausdifferenzierung möglichst präziser Fragestellungen und der damit verbundenen Produktion heterogener Daten und Befunde besteht. Dies ist eine Herausforderung für die aktuelle Jugendforschung, auf die die Trierer Studie eine angemessene Reaktion gefunden hat.



Seifert, Claudia: Aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute. Die 50er und 60er Jahre. München, Deutscher Taschenbuchverlag (dtv) 2006, 239 Seiten, 14,50 EUR ISBN 3-423-24525-5



PD Dr. Claus J. Tully,  
DJI, München

Seifert, Claudia: Aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute.

*Claus J. Tully*

Das Buch behandelt die Bedingungen des Aufwachsens und des Familienlebens der unmittelbaren Nachkriegsperiode bis in die 60er Jahre hinein. Der Neubeginn „zwischen Restauration und Moderne“ wird dabei weniger vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufstiegs Deutschlands beschrieben, sondern viel mehr mit Blick auf die unmittelbaren und lebensalltäglichen Bedingungen und Verhältnisse. Erinnert wird daran, dass zum Kriegsende in Deutschland „etwa 7,3 Millionen mehr Frauen als Männer“ lebten und dass fast 4 Millionen Frauen alleine ohne Mann wirtschafteten. Rund „2,5 Millionen Frauen waren Kriegswitwen mit Kindern“ (S. 15). Rund 20% der Wohnungen, ein Großteil der Verkehrswege und 40 % der Eisenbahnlinien waren unbrauchbar. In einzelnen Städten, vor allem in Großstädten, war die Lage noch katastrophaler.

Was die Autorin, sie ist Journalistin, einleitend herausstellt, ist die widersprüchliche Situation, dass Frauen einerseits sich anschickten, den Gegebenheiten Rechnung zu tragen, dass aber andererseits Männer aus dem Krieg und aus der Gefangenschaft kamen und „im befriedeten Deutschland der späten 40er und 50er Jahre“ ihren Platz suchten (S. 24). Diese „Rückkehr“ in die Normalität von Familie, die Rolle der Frauen, das sich neu definierende Verhältnis der Frauen zu ihren vom Krieg gezeichneten Männern, die Notwendigkeit des Hinzuverdienens etc., ist Gegenstand der Schilderungen ihres Buches. Die „Rückkehr zur Normalität hieß Rückkehr zum Patriarchat“, lautet die zentrale – wenn auch nicht neue – These (S. 33).

Auch wenn Claudia Seifert diese Zeit bereits in einem anderen Buch („Wenn du lächelst bist du schöner. Kindheit in den 50er und 60er Jahren“) beschrieben hat, so bleibt es doch richtig, an Folgendes zu erinnern: „Wo die Männer gefehlt hatten und noch fehlten, waren selbstverständlich Frauen eingestellt worden. Die Männer, vor allem im arbeitsfähigen Alter zwischen 25 und 40 Jahren, waren als Soldaten der Wirtschaft vorübergehend oder auf Dauer entzogen“. Frauen, Kriegsgefangene, ‚Fremdarbeiter‘, die wie Arbeitsklaven aus besetzten Ländern arbeiten mussten, sicherten die Produktion. „Im Juli 1944 ging nahezu jede zweite Frau arbeiten, insgesamt waren es 14,8 Millionen“ (S.

35). Die Rolle der Frauen und Mädchen in der westdeutschen Nachkriegszeit zeichnete sich jedoch durch wenig Eigenständigkeit aus.

Mit eingängigen Erfahrungsberichten aus jener Zeit liefern ausgewählte Zeitzeuginnen und (anders als in ihrem Buch zur Kindheit in den 50er und 60er Jahren) auch deren männliche Altersgenossen Beiträge, die das Aufwachsen in der Ära Adenauers widerspiegeln. Gewonnen wird so ein Blick in das, was Leben in der Stadt und Leben auf dem Lande in der Bundesrepublik bedeuteten, bis hinein in die kulturelle Formung der Zeit durch die Westmächte, insbesondere die USA. Unter der Überschrift „und sonntags gab es Volksmusik“ berichtet z. B. Editha Kroll (Jahrgang 1949) von ihrem Familienalltag als Jugendliche. Sie erinnert sich, dass sie sich ein Taschenmesser zu Weihnachten gewünscht hat und auch eine schwarze Babypuppe. „Ich habe keine Babypuppe bekommen und eine schwarze schon zweimal nicht. Es gab natürlich nur richtiges Mädchenspielzeug ... meine Mutter hatte immer eine genaue Vorstellung, was gut und was schön war und was man so schenkte. Das Geschenk musste zeitgemäß sein, und je größer es war, desto besser – das war ein Zeichen von Wohlstand. Es waren gerade diese Schöpf-Puppen modern, sie sahen stocksteif aus, gerade, groß und hatten einen Ansatz von einer Dauerwelle, fast wie ein fertiges Kind“ (S. 148 f). Und weiter: „Unser Radio stand in der Küche, aber wir durften nie hören, was wir wollten. Am Sonntagnachmittag wurde um 14 Uhr Volksmusik gehört, das war der Deutschlandfunk, und da kam Blasmusik. Und wenn wir mal etwas anderes eingestellt hatten und meine Mutter kam dazu, hieß es, ‚das will ich nicht hören, so ein Blödsinn‘, und dann wurde das ausgemacht“ (S. 150). Kroll berichtet auch von Freundinnen, bei denen es anders gewesen sei, da die Familie im Wohnzimmer ein Radiogerät besaß, das für das Kinderzimmer Lautsprecher hatte, über die mitgehört werden konnte.

Für die junge Mediengeneration unseres neuen Jahrtausends sind solche Erinnerungen der Nachkriegsjugend wichtig. Denn in den Nachkriegsjahren gab es eine eigenständige Jugendwelt kaum, zumindest nicht als Konsumenten eines eigenen Musikstils. Der Anfang eigener Musik war in Westdeutschland der Rock'n Roll-Import aus den USA und dessen Imitationen. Das Instrument der Befreiung von der elterlichen Autorität war das Kofferradio der 1950er Jahre. Die Lektüre solcher Erinnerungstexte macht somit klar, welcher enormer Fortschritt das Kofferradio, als markanter Schritt hin zur eigenständigen Mediennutzung, war. Was heute selbstverständlich ist, nämlich jugendgemäße Musik zu produzieren, jugendgemäße Musik zu hören, hat also einen langen Weg hinter sich: vom familialen Radio in der Küche oder im Wohnzimmer hin zur portablen, allzeit verfügbaren und individuell nutzbaren Musik.

Das Buch ist anschaulich und gut lesbar geschrieben; es bringt die Bedrängnisse und die Idealisierungen von Familie, „gutem Ton“ und Mutterrolle in Erinnerung. Dafür sorgen auch gesonderte Kästen mit den Originaltexten von Schlagern, die viel vom damaligen Zeitgeist mitliefern. Schön wäre es freilich gewesen, diese auch mit passenden Jahreszahlen zu versehen, so dass vor allem die jüngeren Leserinnen und Leser eine zeitliche Einordnung vornehmen könnten. Dies ist leider oft nicht der Fall.

Als Resumé freilich gilt es festzuhalten dass es sich nicht um eine wissenschaftliche Veröffentlichung handelt. Wie „aus Kindern Leute“ und „aus Mäd-

chen Bräute“ werden, ist nicht wirklich das Thema. Es werden also keine biographischen Entwicklungslinien der 50er und 60er Jahre skizziert, wie es Käufer des Buchs vermuten mögen. Wohl aber handelt es sich um ein Mosaik zur Zeitgeschichte der Nachkriegsgeneration. Auch wenn es systematischere historische Bücher gibt, die diese Phase behandeln, kann das Buch der heutigen Generation der Studierenden zur Lektüre gegeben werden. Vielleicht bemerken sie selbst, dass vieles nicht den Standards wissenschaftlicher Gepflogenheiten entspricht. Wer wie Claudia Seifert die Artikel anderer Menschen veröffentlicht, ist als HerausgeberIn, nicht als BuchautorIn zu zitieren; wer Texte veröffentlicht, benennt üblicherweise auch die Quellen, denen dieses Wissen entstammt. Nur so können sich Bücher den Vorwurf ersparen, den gängigen sozialwissenschaftlichen Ansprüchen der Methodik und Beweisführung nicht gerecht zu werden. Also bitte, liebe „Studierende“, nicht die schnelle Veröffentlichung zählt. Gerade bei historischen Themen ist eine systematische, akribische und quellenbasierte Argumentation unverzichtbar.

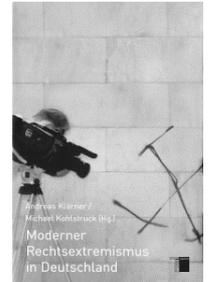
Dem Buch zugute gehalten werden kann allerdings die Beschreibung dessen, was wir aus sozialwissenschaftlicher Sicht unter historisch-politischer Generation verstehen: Denn es werden die alltäglichen Rahmenbedingungen beschrieben, die zu unterscheidbaren Erlebnisgemeinschaften führten. Dieses auf Karl Mannheim und Wilhelm Dilthey sowie die Umbrüche des Ersten Weltkriegs zurückgehende Verständnis wird zwar mit der zunehmenden Dynamik des gesellschaftlichen Wandels tendenziell diffuser, da es gemeinsame Erlebnishintergründe für bestimmte Jugendkohorten in immer geringerem Maße gibt, wohl aber – und dafür stehen die Beschreibungen dieses Bandes – gab es solche unterscheidbaren sozio-kulturellen Prägungen durchaus für die 1950er und 1960er Jahre in der Bundesrepublik. Damit soll nicht gesagt sein, dass nach der Lektüre verstehbar ist, was die junge Nachkriegsgeneration insgesamt auszeichnet. Die Autorin wählt sehr bewusst einen geschlechterspezifischen Zugang, was einer Verallgemeinerung deutliche Grenzen setzt. Dennoch können Frauen wie Männer, dafür bürgt der Rezensent (er ist selbst in den 1950er Jahren aufgewachsen) das Buch durchaus mit Gewinn (und oftmals einem nostalgischen Schmunzeln) lesen.

Andreas Klärner/Michael Kohlstruck (Hg.)  
Moderner Rechtsextremismus in Deutschland

*Sylke Fritzsche*



Sylke Fritzsche,  
Martin-Luther-  
Universität Halle  
Wittenberg



Andreas  
Klärner/Michael  
Kohlstruck (Hg.)  
(2006): *Moderner  
Rechtsextremismus  
in Deutschland*,  
Hamburg:  
Hamburger Edition,  
344 Seiten, 35 Euro,  
ISBN:  
3-936096-62-7

Hervorgegangen sind die einzelnen Beiträge des vorliegenden Sammelbandes aus einem im August 2003 am Hamburger Institut für Sozialforschung veranstalteten Symposium zu aktuellen Tendenzen empirischer Rechtsextremismusforschung. Überblicksartig werden die Ergebnisse aktueller Forschungsarbeiten zum Thema dargestellt.

Den Autorinnen und Autoren ist gemeinsam, dass sie Rechtsextremismus als eine komplexe Gemengelage unterschiedlicher Phänomene verstehen. Gleichzeitig betonen sie die Notwendigkeit einer differenzierten Bearbeitung solcher heterogener Erscheinungen und warnen vor vorschnellen Generalisierungen. Entsprechend vielfältig erweisen sich sowohl die Themen des Sammelbandes als auch die methodischen Herangehensweisen.

Der erste Teil des Bandes *Bewegung und Gegenbewegung* ist den Modernisierungsprozessen des politischen Rechtsextremismus gewidmet: auf der Organisationsebene zeigen sich heute eher bewegungsförmige und informelle Zusammenschlüsse; auf der Aktionsebene finden sich vermehrt medien- und öffentlichkeitsorientierte Inszenierungsformen statt; auf der Ebene der Ideologie wurde der biologisch begründete Rassismus durch kulturalistische Elemente ergänzt, gleichzeitig gewannen Formen eines völkischen Antikapitalismus und antisemitisch geprägter Antiamerikanismus an Bedeutung.

So zeichnet Andreas Klärner am Beispiel einer Lokalstudie in einer ostdeutschen Mittelstadt die Entwicklung von gewaltförmigen Aktionen wachsender Intensität und Professionalität hin zu zivilen Protestformen sozialer Bewegungen nach. Derartige Versuche einer *taktischen Zivilisierung* stellen laut Klärner den Versuch der Szene dar, „der sozialen Ächtung der Bewegung als gewalttätig und furchteinflößend zu entgehen, mit neuen Strategien, Aktionsformen und Agitationsfeldern in den politischen Raum einzudringen und damit Akzeptanz zu gewinnen.“ (S. 65). Fabian Virchow analysiert die Demonstrationspolitik rechter Gruppen. Er geht dabei von einem gezielten Einsatz dieser sogenannten

„Bewegungsunternehmer“ aus und hebt den Stellenwert von öffentlichen Aktionsformen für den Kampf um Präsenz in der Gesellschaft sowie für die Entwicklung und die Stabilisierung einer kollektiven Identität hervor. Im Beitrag von Henning Flad wird die Bedeutung der Produktions- und Distributionsstrukturen rechtsextremer Musik für die Entwicklung der rechtsextremen Szene untersucht. Diese liegt, so der Autor, primär in der Aufgabe einer Stärkung und Vernetzung der informellen Szenestruktur. Gleichzeitig sei es die einzige Aktivität, die dem Aufruf aus „dem viel zitierten Aufsatz mit dem Titel ‚Schafft befreite Zonen‘ entspricht“ (S. 114). Jana Klemm, Rainer Strobl und Stefanie Würtz berichten von den erfolgreichen bzw. nicht erfolgreichen Erfahrungen zweier Kleinstädte im Osten der Bundesrepublik im Umgang mit Rechtsextremismus. Darauf aufbauend nennen sie Bedingungen, unter denen die Aktivierung oder Stärkung einer demokratischen Kultur im lokalen Kontext möglich wird: die offene Thematisierung des Problems Rechtsextremismus ist dabei von zentraler Bedeutung.

Im zweiten Teil des Sammelbandes werden einzelne *Strategien, Akteure und Parteien* vorgestellt.

Am Beispiel des als Neonazi bekannten Christian Worch stellt Rainer Erb den Typus des rechtsextremen Bewegungsunternehmers dar. Gerade derartige Vertreter einer taktischen und strategischen Demonstrationspolitik verstehen es, der rechtsextremen Bewegung als zentrale Akteure neue Impulse und Orientierungen zu geben. Uta Döring beschreibt die Diskussionen um das Phänomen rechtsextrem dominierter Sozialräume – auch unter dem Schlagwort *national befreite Zonen* bekannt – in der rechtsextremen Presse und in der Qualitätspresse. Sie kann belegen, dass erst die Thematisierung in der Qualitätspresse den Begriff *national befreite Zonen* zu einem *Kampfbegriff* machte. Unter diesem Oberbegriff wurde ein breites Spektrum an rechtsextremen Erscheinungen gefasst und nicht selten ein Schreckensszenario – vor allem für ostdeutsche Bundesländer – gezeichnet, das letztendlich alle Formen rechtsextremen Auftretens als *national befreite Zone* beschrieb. Im Mittelpunkt des Beitrages von Sonja Kock steht die rechtsextreme Partei der Republikaner (REP). Sie untersucht die gesellschaftlichen Ursachen für deren Wahlerfolg anhand zweier Kreisstädte mit ihren jeweils dazugehörigen Landkreisen in Baden-Württemberg, die als Hochburgen der Republikaner gelten. Dabei zeigt sie, dass nicht die alleinige Betrachtung von sozialen und ökonomischen Aspekten für eine Ursachengenerierung zureichend ist, vielmehr müssen die traditionellen Entwicklungen der (lokalen) politischen Kultur sowie des vorherrschenden Milieus in den Blick genommen werden.

Der dritte Teil *Szenezugang, Selbst- und Rollenbilder* nimmt die soziologische Mikro- und Mesoebene in den Blick und behandelt vor allem akteursorientierte Themen.

So diskutiert Christine Wiezorek am Beispiel eines verurteilten fremdenfeindlichen Gewalttäters die Möglichkeiten und Grenzen einer biografieanalytischen Forschung. Sie zeigt das Potential eines solchen Zugangs in der analytischen Tiefenschärfe, in der Auslotung der „biografischen Disposition für frem-

denfeindliche und gewalttätige Haltungen“ (S. 242) auf. Für eine adäquate Erfassung des Rechtsextremismusphänomen sei aber die interdisziplinäre Vernetzung von Forschungsansätzen notwendig. Michaela Köttig erarbeitete biografische Fallrekonstruktionen von Mädchen und jungen Frauen, die sich selbst der rechtsextrem orientierten Szene zuordneten. Auch in dieser Studie zeigte sich, wie wichtig zum einen die biografischen Erfahrungen der weiblichen Jugendlichen für die Hinwendung zur rechten Szene waren, zum anderen erwies sich die jeweilige Familienvergangenheit von enormer Bedeutung. Oliver Geden untersucht am Beispiel der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) und deren Männlichkeitskonstruktionen die Attraktivität dieser Partei für Männer. Geden erscheint gerade die den politischen Projekten und kulturellen Leitbildern zugrunde liegende und deutlich betonte Geschlechterdifferenz als Anreiz für die Männer. Im Beitrag von Michael Kohlstruck und Anna Verena Münch geht es schließlich um die Analyse des Phänomens rechtsextremer Jugendgewalt anhand eines überregional für Aufregung sorgenden Gewaltverbrechens. Dabei richten sie ihr Augenmerk vor allem auf die vermittelnde Ebene der Jugendkultur, die hypermaskulinen Gruppennormen wie Gewalt und Alkoholkonsum sowie auf das Vorhandensein von Ausgrenzungs- und Liquidationsdiskursen.

Insgesamt betrachtet handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um eine sehr lesenswerte Darstellung aktueller Forschungsarbeiten zum Thema Rechtsextremismus. Er bietet anhand von zahlreichen Fallbeispielen eine Bandbreite von differenzierten und neuen Informationen über verschiedene Facetten des Phänomens Rechtsextremismus. Bedeutsam ist dabei – und darin liegt der große Gewinn – das allen Autorinnen und Autoren gemeinsame Anliegen, das vielschichtige Phänomen Rechtsextremismus nicht „künstlich zu homogenisieren“ (S. 35). Sie plädieren statt dessen für eine offene und differenzierte Betrachtung dessen. Der Sammelband leistet einen eindrucksvollen, gelungenen Überblick über die Entwicklung hin zum sowie die Vielgestaltigkeit des *modernen Rechtsextremismus*.